

» Publikationen



Heinrich Bedford-Strohm,
Volker Jung (Hrsg.)

Vernetzte Vielfalt

Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung

€ 29,99, 543 S., Gütersloh 2015

Gütersloher Verlagsanstalt

ISBN: 978-3-579-07437-5

Unter dem Gesichtspunkt „Evangelische Erwachsenenbildung“ ist zur fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung nicht viel, aber Folgendes zu bemerken: Das Wort ‚Bildung‘ taucht in der gesamten Studie nur einmal auf. Es heißt in Frage 17: „Aus welchen Anlässen hatten Sie im letzten Jahr Kontakt zu einer Pfarrerin/einem Pfarrer?“ (S. 477, 17d/K14c) Die Befragten konnten hier unter neun Angaben wählen. Die geringste Zustimmung erhielt: ‚Seelsorgerliches Gespräch‘ und ‚Bildungsveranstaltung‘ (13,2%). Das lässt allerdings keine Rückschlüsse auf den Stellenwert von Bildungsveranstaltungen für Kirchenmitglieder zu. Wir erfahren lediglich, dass Pfarrer/innen nur selten über die Tätigkeiten ‚Seelsorge‘ bzw. ‚Bildung‘ mit Menschen in Kontakt kommen. Die Nichtbeachtung der Bildungsinteressen von Kirchenmitgliedern spiegelt sich auch in den Fragen zur Lebensgestaltung. Auf die Frage: „Wie häufig gehen Sie den folgenden Beschäftigungen in Ihrer Freizeit nach?“ (S. 509, 47/K39) lässt sich etwa mit dem ‚Besuch von Theater, klassischen Konzerten und Ausstellungen‘ antworten, hingegen kann man nicht ansatzweise etwas wie ‚Seminare, Bildungsveranstaltungen oder bürgerschaftliches Engagement‘ nennen. Hier wurden Vorentscheidungen getroffen, die zu selektiven Ergebnissen führen. Bildung im Lebenslauf, Bildung für Erwachsene – als Grundaufgabe gerade von protestantischer Kirche kann sich bei diesem Vorgehen in keinsten Weise abbilden. Zentrale kirchliche Orte für Kirchenmitglieder mit Bildungsinteresse – die Akademien, Erwachsenenbildungsreferate, Bildungshäuser, Familienbildungsstätten und Heimvolkshochschulen – sind laut Studie nicht existent. Wenn explizit bildende Arbeitsbereiche aufgeführt sind, dann handelt es sich ausschließlich um Angebote für Kinder und Jugendliche. In der zentralen Einstiegsfrage 1: „Was fällt Ihnen ein, wenn Sie ‚evangelische Kirche‘ hören?“ (S. 461, 1/K1) fehlt die Bildungsdimension fast völlig, hier tauchen nicht mal Religionsunterricht und Konfirmandenarbeit auf, lediglich die Kindergärten sind im Paar mit der Diakonie genannt. Auf die Frage: „Im Folgenden nennen wir Ihnen Dinge, die die Ev. Kirche tut oder eventuell tun könnte: Sagen Sie mir bitte jeweils, ob Sie dafür, dagegen oder unentschieden sind ...!“ (S. 490, 29/K22) lässt sich tatsächlich nur mit zwei Bildungsarten antworten: die ‚evangelischen Schulen‘ oder die ‚evangelischen Kindertagesstätten‘. Auch unter der Frage 11: „Im Folgenden sind Bereiche kirchlicher Arbeit aufgelistet. Wie verbunden fühlen Sie sich...?“ (S. 469, 11) gibt es als Antwortmöglichkeiten lediglich: Landeskirche / Ortsgemeinde / evangelische Schulen und Kindertagesstätten / ev. Krankenhäuser, Pflegeeinrichtungen. An anderer Stelle fragt die Stu-

die gleich mehrfach nach religiöser Erziehung in der Kindheit (S. 469ff.) oder nach der Teilnahme am Kindergottesdienst (S. 484).

Deshalb überrascht es nicht, dass im Vorwort der Studie von den Herausgebern als ‚gewichtige Herausforderung die Weitergabe des Evangeliums an die nächste Generation‘ (S. 14) genannt wird, und dies zugleich auch häufig als Ergebnis der V. KMU diskutiert wird (z.B. S. 140f.). Für kirchliche Bildungsangebote, die sich an Erwachsene richten, bietet die V. KMU kein Material. Ganz im Gegenteil: Sie trägt aufgrund ihrer Fragestellungen eher zum Verschwinden der Angebotspalette in diesem Feld bei. In aller gebotenen Vorsicht möchte ich aber auf einige Aussagen hinweisen, die zumindest implizite Rückschlüsse zulassen.

a) Bei der Beteiligung am kirchlichen Leben außerhalb des Gottesdienstes haben bildungsaffine Angebote die höchste Quote: Frage 27a lautet: „Abgesehen vom Gottesdienstbesuch – beteiligen Sie sich am kirchlichen Leben? Ja, und zwar ...“ (S. 486, 27a/K21a) Die meistgenannte Antwort (12,5%) darauf ist: ‚Teilnahme am Frauenkreis, Männerkreis, Seniorenkreis, Jugendgruppe oder Gesprächskreis‘. Die Antworten ‚Besuch von Konzerten und kulturellen Veranstaltungen‘ (8,2%) und ‚Besuch von kirchlichen Veranstaltungen (Seminar, Vorträge, Meditation)‘ (7,1%) folgen an 2. und 3. Stelle. Alle diese Beteiligungsformen sind zumindest bildungsnah. Veranstaltungen dieser Art gehören zum klassischen Repertoire der Bildungsreferate. Das betrifft auch Frage 15: „Ich möchte gerne wissen, inwiefern sich die ev. Kirche ihrer Meinung nach in den folgenden Bereichen engagieren soll.“ (S. 474). Hier erreicht die Antwort: ‚Für Werte eintreten, die für unser Zusammenleben wichtig sind‘ einen fast genauso hohen Wert (4. Platz, 77,1%) wie die Antwort ‚Gottesdienste feiern‘ (3. Platz, 78,6%). Beide Fragestellungen (auch Frage 32/K 24 – S. 492) könnten darauf hinweisen, dass Veranstaltungen zu aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen (Kriegseinsatz, Sterbehilfe, Umgang mit Migration etc.) von Kirche genauso erwartet werden wie die Feier des Gottesdienstes und dass Erwachsene sich daran genauso häufig oder sogar öfter beteiligen als am Gottesdienst. Selbst wenn man den Bildungsauftrag der Kirche nicht biblisch oder historisch begründen will, muss man sich fragen, was Kirche den Erwachsenen – so sie denn erfolgreich religiös sozialisiert wurden – bieten will: Wie können Erwachsene die Kirche als einen relevanten Ort für ihre Lebensgestaltung und ihr Christsein erfahren? – Hierzu wären gründlichere Forschungen nötig, um fundiert erörtern zu können, mit welchen kirchenleitenden Initiativen auf diese Frage zu antworten wäre.

b) Das Bedürfnis nach Religiöser Bildung im engen Sinn ist auch unter Kirchenmitgliedern kaum oder gar nicht vorhanden: Frage 41 lautet: „Wie häufig tauschen Sie sich über religiöse Themen aus?“. 55,5% der Evangelischen geben an, dass sie sich ‚nie‘ über religiöse Themen austauschen, weitere 21,3% sagen ‚selten‘ (S. 502, 41b/K33b). Das Ergebnis spitzt sich dadurch zu, dass die weitergehende Frage: „Ich habe manchmal das Bedürfnis, mich über religiöse Themen auszutauschen“ von 91,9% verneint wird (S. 503, 41_1/K331_1). Das Ergebnis zum Thema ‚Bibellesen‘ lässt sich ganz ähnlich interpretieren: „Wie häufig lesen Sie in der Bibel?“ lautet die Frage und 56,5% der Evangelischen geben an: ‚nie‘, 14,9% ‚seltener‘ (S. 497, 35a/K27a). Gleichzeitig sind die Evangeli-

schen aber recht zufrieden mit ihren Bibelkenntnissen. Denn der Aussage „*Ich weiß gut, was in der Bibel steht*“ stimmen 27% ‚voll und ganz‘ zu, 42% ‚eher‘. Die Aussage: „*Ich weiß kaum, was in der Bibel steht*“ wird nur von 9% geteilt (S. 499, 37/K29). Diese Ergebnisse legen die Deutung nahe: Den meisten Kirchenmitgliedern reicht es, was sie über die Bibel, über das Christentum und ihren Glauben wissen. Sie haben nicht das Gefühl, dass ihnen religiöse Bildung im engen Sinne fehlt.

c) Religiöse Bildung mit Erwachsenen transformiert sich: Das letztgenannte Ergebnis mag für viele Kirchenvertreter/innen eine Enttäuschung sein. Dass Religiöse Bildung im engen Sinn nicht einmal von Kirchenmitgliedern erwünscht ist, ist bislang selten explizit geäußert worden, stattdessen investierte man in Aktionen wie die EKD-Kampagne „Kurse zum Glauben“ oder in landesweite Bibelkursprojekte. Akteure der Evangelischen Erwachsenenbildung überraschen die obigen Ergebnisse indes nicht. Sie deckt sich mit der geringen Nachfrage, die Seminare mit sehr enggeführten religiösen Themenstellungen (Taufe, Reformation, Gebet, Bibel etc.) schon seit Jahren haben. Die Rahmenbedingungen für Religiöse Bildung haben sich in den letzten Jahrzehnten deutlich verändert. Aus guten Gründen gibt es hierzulande keine Gesetze, die Erwachsene in irgendeiner Form zu Religiöser Bildung anhalten. Auch religiöse Konventionen, die Anknüpfungspunkte für Bildung sein können, sind immer weniger verbreitet – die unterschiedlich gelagerten Milieus folgen kaum noch einem gemeinsamen Drehbuch. Zwar gehört eine an die Lebenswelt von Teilnehmenden anknüpfende Ansprache seit den 1970er Jahren zum Grundkonsens aller andragogischen Bemühungen, doch die Kunst, passgenaue Bildungsformate umzusetzen, ist heute sehr viel diffiziler geworden. Es ist gut nachvollziehbar, dass Gemeinden zunehmend vor dieser Herausforderung zurückschrecken. Religiöse Bildungsangebote haben nur eine Chance: Sie müssen mit vielen anderen Freizeitangeboten konkurrieren und so attraktiv sein, dass die anvisierten Zielgruppen ihre zeitlichen und finanziellen Ressourcen dafür einsetzen. Auch deswegen hat die Fülle an körperbezogenen Angeboten in den letzten 30 Jahren deutlich zugenommen (Meditationskurse, sakraler Tanz, spirituelle Wanderungen etc.). Menschen suchen heute mehr nach Erfahrungen mit dem Religiösen, die sie für sich auslegen und entwickeln können. Gefragt sind eine Kommunikationskultur auf Augenhöhe ebenso wie Orte oder Gelegenheiten, die dazu ermutigen, eigene Transzendenzerfahrungen anzusprechen, sie in einem Miteinander zu reflektieren. Die Rolle, die Religiöser Bildung hier zuwächst, stellt sich deutlich anders dar, als es viele kirchliche Verlautbarungen wahrhaben wollen. So heißt es in einem Impulspapier des Rates der Ev. Kirche in Deutschland zum Thema Bildung im Jahr 2030: „In kirchlichen wie in staatlichen Institutionen konzentriert sich evangelische Bildungsarbeit auf die Beheimatung in den Überlieferungen des Glaubens (...)“ (Kirche der Freiheit, Hannover 2006, S. 77). Eine solche Erwartung dürfte sich kaum noch decken mit dem, was Teilnehmende – auch laut der V. KMU – als ihr Interesse beschreiben. Evangelische Erwachsenenbildung weiß zudem, welcher Gewinn die Pluralisierung des Religiösen darstellt. ‚Religion‘ allgemein wird vor allem auch deshalb wieder öffentlich und medial präsenter, weil unsere Gesellschaft um einen angemessenen Umgang mit der hierzulande zweitstärksten Religion, dem Islam, ringen muss. Das ist eine Steilvorlage für religiöse Bildungsangebote. Wir haben es zu tun mit einer gesamtgesellschaftlichen Lernaufgabe in puncto Umgang mit Vielfalt, Differenzen, Asymmetrien, Mehrfachidentitäten. Allen Unkenrufen und Schwierigkeiten

zum Trotz: Die Statistiken des Ev. Erwachsenenbildungswerkes Westfalen und Lippe z.B. zeigen, dass ca. 25% der Veranstaltungen seit Jahren stabil im Feld ‚Religiöse und ethische Bildung‘ angesiedelt sind, wobei fließende Übergänge zur kulturellen, politischen und familienbezogenen Bildung dabei noch gar nicht berücksichtigt sind. Es sind aber keine enggeführten religiösen Themenstellungen, die Menschen locken. Erfolgreiche Religiöse Bildung knüpft stattdessen an relevante Lebensfragen an. Welche Themen, kulturellen Praktiken, Orte interessieren, ärgern und bewegen die Menschen? Diese Frage steht am Anfang des Programmplanungshandelns. Neben all denen, die die Kirchen als Deutungsraum nicht brauchen, weil sie eigene Netzwerke, Wege und Orte gefunden haben, gibt es auch jene, die lebenskünstlerisch unterwegs sind und Angebote der Kirchen wahrnehmen, wenn sie sich dort auf Augenhöhe mit anderen begegnen können. Vieles spricht dafür, dass es die Evangelische Erwachsenenbildung ist, die in der kirchlichen Landschaft die Aufgabe übernimmt, Orte zu bieten, wo unterschiedlichste Denkbewegungen und Mitgestaltungsmöglichkeiten von Menschen Raum haben, wo Potentiale entdeckt und entfaltet werden können, wo sich fragen lässt, was Leben trägt und bewegt, was Menschen stärkt und Gerechtigkeit fördert. Die Kirche ist gut beraten, dieses Feld u.a. auch mit professionellen Hauptamtlichen zu besetzen und es nicht nur – wie in der V. KMU offensichtlich geschehen – als zufälliges Nebenprodukt des pfarramtlichen Handelns in einer Ortsgemeinde zu betrachten. Denn in den Worten Karl Ernst Nipkows: ‚In einer Gesellschaft, in der sich langsam aber kontinuierlich das Bildungsniveau hebt, darf die Kirche es nicht unterbieten‘.

Antje Rösener

Pfarrerin, Geschäftsführerin des
Ev. Erwachsenenbildungswerkes Westfalen und Lippe e.V.,
Vorsitzende der DEAE



Ortfried Schäffter

Relationale Zielgruppenbestimmung als Planungsprinzip

Zugangswege zur Erwachsenenbildung im gesellschaftlichen Strukturwandel

€ 14,80, 112 S., Münster 2014

Klemm + Oelschläger GbR

ISBN 978-3-86281-015-4

Multioptionalität und beständiger Wandel gelten als konstitutiv für die Postmoderne. Zutreffend wird die heutige Gesellschaft als eine Transformationsgesellschaft beschrieben, wir erleben ein ständiges Wechselspiel fundamentaler politischer, sozialer, ökonomischer und kultureller Veränderungen. Gleichzeitig erfährt das gesamte Dasein eine zunehmende Ökonomisierung mit erheblichen Auswirkungen auf Individuen und Institutionen – auch auf die stattfindenden Bildungsprozesse. Diese bilden gewissermaßen den Resonanzraum für die gesellschaftlichen Veränderungen, indem die Transformationen über Bildungsaktivitäten der Bevölkerung als Reaktion auf einen kollektiven Lernanlass sichtbar und begreifbar gemacht werden.

Vor diesem Hintergrund erscheint von Ortfried Schäffter ein luzides Büchlein, in welchem er über das Prinzip der relationalen Zielgruppenbestimmung unterschiedliche Zugangswege zur Erwachsenenbildung rekonstruiert und strukturiert. Präzise beschreibt er darin die aktuellen Herausforderungen an die Bildungsorganisation, die eine Gesellschaft im Wandel aufwirft, und entwickelt daraus vier konzeptionelle Modelle einer Zielgruppenorientierung, denen er je einen „Dienstleistungsbegriff interaktiver Wertschöpfung“ zuweist. Anhand dieser Wertschöpfungsforderung lässt sich nun der Mechanismus der Zielgruppenkonzepte hinterfragen. An dieser Stelle sollen nur drei Aspekte dieses Gesamtprozesses hervorgehoben werden:

Als Modell der Zielgruppenorientierung stellt Schäffter das Konzept der sozialen Inklusion dar und diskutiert hierbei sehr klug die Grenzen des Inklusionsansatzes, indem er auf die Paradoxie der „Wirkungsumkehr durch Defizitzuschreibung“ verweist. Gerade dadurch, dass ein bestimmter Personenkreis inkludiert werden soll, erfolgt seine Exklusion. Voraussetzung für den Zugang zu inkludierenden Maßnahmen ist eine Defizitzuschreibung. Dieser Paradoxie zu entgehen, erfordert die ganze Kompetenz des Pädagogen, sich zurückzunehmen und nondirektiv auf die eigene Entwicklung der Teilnehmenden zu vertrauen.

Ein gemeinsames Problem der Definition aller Zielgruppen besteht darin, dass die Zuschreibung zu einer bestimmten Zielgruppe eine einseitige Zuschreibung von Lernbedarf impliziert. Es stellt ja gerade das Kriterium einer Zielgruppe dar, gemeinsames Ziel von Bildungsaktivitäten zu sein. Diese Zuschreibung birgt die Gefahr der Defizitorientierung, welche wiederum Lernwiderstand nach sich zieht.

Eine Lösungsmöglichkeit, dies der dritte Aspekt, besteht in der „Dienstleister-Nutzer-Dyade“: einem koproductiven Bildungsverständnis, dem ein konstruktivistischer Ansatz zugrunde liegt. Schäffter benutzt hier das gleichermaßen schöne wie treffende Bild des Paartanzes für den Bildungsprozess.

Weder einseitige Erklärungsansätze noch einseitige Aktivitäten führen hier zum Ziel, nur gemeinsam lässt sich ein an den Interessen des Teilnehmenden orientiertes Bildungsprodukt herstellen. Der Teilnehmer wird nicht als Konsument, sondern als Koproducter verstanden.

Auf Grundlage der Zielgruppen und der ihnen zugeschriebenen Wertschöpfung schließlich entstehen sechs Strukturmodelle möglicher Kontaktprozesse zwischen Bildungsdienstleister und Nutzer. Diese Modelle beschreiben jeweils die Möglichkeiten, den Grad der Formalisierung und die Verantwortlichkeiten der Zusammenarbeit. Liegt zunächst die Intention für die Weiterbildung beim Dienstleister (Delegationsmodell), so verlagert sie sich sukzessive zum Nutzer (Selbstorganisationsmodell). Die Bestimmung von Zielgruppen und Zugangswegen erfolgt stets unter relationstheoretischen Aspekten. Schäffter geht es nicht um das Individuum oder die Institution, sondern um das Verhältnis, in dem sie zueinander stehen.

Als Voraussetzung für die erfolgreiche Umsetzung dieser Zugangswege diskutiert der Autor abschließend verschiedene Varianten der Organisationsentwicklung der Bildungsdienstleister. Er präferiert dabei erkennbar die reflexive OE, ist sie es doch, die eine von allen Beteiligten gemeinsam mitgetragene Dynamik zulässt.

Die Analyse der Auswirkungen gesellschaftlicher Transformation auf die Bildungsdienstleister überzeugt nicht allein durch ihre sehr klare Struktur und den logischen Aufbau. Mich haben zudem und vor allem das an allen Stellen spürbare tiefe Bildungsverständnis und die klugen Lösungsansätze in Anbetracht von Ökonomisierung und Instrumentalisierung von Bildung beeindruckt. Probleme wie zum Beispiel die Paradoxie der Inklusion oder die einseitige Zuschreibung von Erfolg einer Bildungsveranstaltung werden identifiziert und Lösungsansätze diskutiert. Bei einigen Aspekten, wie eben der Verantwortlichkeit für den Erfolg oder auch den Dienstleistungsprofilen der Lehr-Lernbeziehungen, hätte ich mir eine stärkere Thematisierung der Position der Arbeitgeber oder der öffentlichen Hand gewünscht. Erwachsenenbildung erfolgt nicht ausschließlich auf Basis einer Zweierbeziehung, sondern oft genug veranlasst durch Arbeitgeber oder Behörden.

Damit aber soll der Bedeutung und der Relevanz der Veröffentlichung keinen Abbruch getan werden. Das Buch ist nicht nur den Verantwortlichen in Bildungseinrichtungen, sondern allen an Erwachsenenbildung Interessierten wärmstens zu empfehlen.

Burkard Fuchs

Erwachsenenbildung (M.A.)
Stadt Würzburg / Integrationsarbeit von
Asylbewerbern und Flüchtlingen
www.burkard-fuchs.de
bf@burkard-fuchs.de



Antje Bednarek-Gilland

Fragiler Alltag

Lebensbewältigung in der Langzeitarbeitslosigkeit

Hrsg. vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD

€ 9,80, 116 S., Hannover 2015

creo-media

ISBN: 978-3-9814883-6-4

Betrachtet man die sozialwissenschaftliche Literatur der vergangenen Jahre und vergleicht sie mit der, die Anfang der 1990er Jahre erschien, könnte man den Eindruck gewinnen, Langzeitarbeitslosigkeit sei schon länger kein gesellschafts- und arbeitsmarktpolitisches Problem mehr, über das sich zu publizieren lohne. Auch in den Sozialwissenschaften wird ein Phänomen sichtbar, das auf der gesellschaftlichen Ebene seine Entsprechung findet. Bleibt eine gesellschaftliche Problemlage wie die hohe Zahl der Langzeitarbeitslosen in Deutschland sehr lange ungelöst, scheint es sowohl auf der gesellschaftlichen Diskursebene als auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung einen Gewöhnungseffekt zu geben. Stille Resignation auf der einen Seite und auf der anderen Seite ein Wissen darum, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser ‚Verlierergruppe‘ keine wissenschaftlichen Meriten erwarten lässt.

Schon alleine deshalb ist die hier vorgelegte Studie bemerkenswert. Die Arbeitshypothese der Studie war, dass sie davon ausgeht, dass Langzeitarbeitslose „Arten des Umgangs mit der Erwerbslosigkeit erlernt haben, die ihnen den Alltag erträglicher machen und die unter bestimmten Bedingungen Arten der gesellschaftlichen Teilhabe erlauben.“ (S. 7) In einem Projekt „Anerkennen – Ermutigen – Befähigen“ hat die Autorin zwischen 2013 und 2015 zweiundzwanzig Personen zu ihrer Lebensgeschichte interviewt. Die Befragten waren länger als zwei Jahre und größtenteils länger als fünf Jahre arbeitslos. Eine weitere Quelle ist die teilnehmende Beobachtung der Autorin in zwei sozialen Unternehmen mit arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen. Schon ein Blick auf Alter, Qualifikation, Arbeitserfahrung und Herkunftsmilieu macht deutlich, dass das einzig Gemeinsame dieser Gruppe der langfristige Ausschluss aus der Arbeitswelt ist. Die Altersspanne reicht von 26 bis 62 Jahren, die Qualifikationsbreite reicht von fehlender Qualifikation über landwirtschaftliche Hilfskräfte und Facharbeiter bis hin zu Befragten mit Techniker- und Hochschulabschluss. Alle waren irgendwann einmal im ersten Arbeitsmarkt integriert, einige nur zwei, vier, fünf Jahre bis hin zu 25 und 30 Jahren. Die durchschnittliche Dauer der Arbeitserfahrung liegt bei über 16 Jahren. Auch „die Herkunftsmilieus sind relativ heterogen; zwar überwiegt das Arbeitermilieu, jedoch wird deutlich, dass auch aus der Mittelschicht Stammende darunter sind.“ (S. 12) Der Status der Befragten im Befragungszeitraum war unterschiedlich: 14 waren in einer arbeitsmarktpolitischen Maßnahme, 5 ehrenamtlich in sozialen Unternehmen tätig und 3 in einer Beratungsmaßnahme mit starker sozialarbeiterischer Komponente. Der eigentliche Mehrwert der Studie ergibt sich aus den Interviews, die vermutlich auch deswegen so ertragreich waren, weil die Autorin nicht mit der gängigen Defizitsicht in die Gespräche geht, sondern kompetenzorientiert und wertschätzend arbeitet, die Befragten so in einer Art aufschließt, die zu interessanten Erkenntnissen führt.

Im ersten Kapitel „Alltag und die Lebenssituation von Langzeitarbeitslosen“ werden die Wege in die Arbeitslosigkeit nachgezeichnet. Für viele Ostdeutsche war die Wende mit ihren ökonomischen Konsequenzen Ursache ihres Ausschlusses aus dem Arbeitsmarkt, bei westdeutschen Befragten waren Betriebsschließungen der Anlass. Individuelle Gründe wie Sucht oder gesundheitliche Einschränkungen scheinen nachrangig. Für die meisten ist die Erfahrung der Arbeitslosigkeit ein „herber Verlust“ und wird als eine „umfassende Deklassierung“ erlebt (S. 20). Irritierend ist, dass lediglich die eigene Arbeitslosigkeit als unverschuldet eingeschätzt wird. „Gleichzeitig bleibt die Einschätzung erhalten, die anderen Arbeitslosen wären nur faul.“ (S. 21) Dieses Bemühen um Abgrenzung statt Solidarisierung deutet an, welche Wirkungen die gesellschaftliche Stigmatisierung auf die Betroffenen hat. Bei den Einschätzungen zur Tagesstruktur fällt auf, dass Alleinziehende ohne nennenswerte soziale Kontakte eher Gefahr laufen, die Tagesstruktur zu verlieren. Hobbys wie Sport oder Multimediadesign üben 13 der Befragten intensiv aus, wobei hier „die besondere Bedeutung von Gelegenheitsstrukturen deutlich (wird). Diese vervielfachen sich im Allgemeinen, je größer das soziale Netzwerk ist.“ (S. 26) Allerdings erschweren zwei Faktoren die Teilhabe an Netzwerken: Neben der finanziellen Situation ist es „Scham und das generelle Gefühl, nicht dazu zu gehören“ (S. 29). Die Scham ist auch der Grund, warum für Viele der Schritt zur Tafel so schwierig ist. „Ich hab damals überlegt, bist Du wirklich schon so tief gesunken ...“. Die finanzielle Misere zeigt sich auch darin, dass neun der Befragten eine Privatinsolvenz anmelden mussten und damit Teile ihres bescheidenen „Hartz-IV-Satzes“ gar nicht zur Verfügung haben. Die empirisch belegte und bekannte Tatsache, dass Langzeitarbeitslose die Gruppe Menschen darstellt, die den höchsten Prozentsatz gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit auf sich zieht, wird in den Interviews plastisch auf bedrückende Weise erfahrbar. Die Diskriminierungserfahrungen finden sich auf vielen Ebenen, sei es bei der Wohnungssuche, sei es, dass die neue Partnerin von der Hartz-IV-Abhängigkeit erfährt, sei es dass Kollegen sagen, „Kannst dich erst wieder melden, wenn Du kein Hartz-IV mehr hast“ (S. 36), oder die Straßenseite wechseln, um nicht grüßen zu müssen. Auffallend ist, dass nur Männer über direkte Ausgrenzungserfahrungen erzählen.

Die Autorin zieht zum Ende des ersten Kapitels Bilanz, wenn sie den Befragten Kompetenzen zuschreibt. Kompetenzen, „die aus materieller und existenzieller Not heraus entwickelt wurden. Man kann sie wirklich in weiten Teilen, aber nicht nur, als Krisenkompetenzen bezeichnen. Stolz kann man auf Krisenkompetenzen nur in eingeschränktem Maße sein.“ (S. 41)

Im Kapitel 2 zu „Krisen und Schwierigkeiten im Leben Langzeitarbeitsloser“ wird eindrücklich sichtbar, wie auf den ersten Blick bewältigbar erscheinende Schwierigkeiten eine destruktive Kraft entfalten können, die langfristig nicht nur zum Ausschluss aus der Erwerbsarbeit führt, sondern auch gesellschaftliche Ausgrenzung mit sich bringt. So schildert eine Betroffene, die als Naturwissenschaftlerin sieben Jahre in einem Unternehmen in der Forschungsabteilung arbeitet und ihre Arbeit mit einem Promotionsverfahren verbinden kann, wie das Unternehmen in Konkurs gerät, sie aber ohne große Mühe bald wieder eine qualifizierte Arbeit erhält. Im Zuge einer Reorganisation muss sie als „Singlefrau, die zudem noch nicht lange zum Unternehmen gehört“ (S. 51), gehen. Die erfolglosen Versuche, wieder Arbeit zu finden, führen zu einem völligen psychischen Zusammenbruch, von dem sie sich über Jahre nicht erholt. „... da bin ich plötzlich zusammen-

gekracht, ganz einfach. [...] ich spüre mich nicht mehr, ich habe keine Kraft mehr, ich kann nicht mehr denken [...] Ich war überzeugt, dass ich nicht mal mehr Tee kochen kann.“ (S. 50) Besonders irritierend ist der Fall von Frau Schmidt, die 1992 im Zuge der Wende ihre Arbeit nach 16 Jahren verliert. Sie ist mit einem gewalttätigen Schläger verheiratet, findet aber einen Job als Kellnerin, leitet nach einem Jahr die Gaststätte und schafft den Ausstieg aus der Ehe. Die große Krise bei der nächsten Arbeitslosigkeit (Verkauf der Gaststätte durch die Besitzer) wird ausgerechnet von denen ausgelöst, die eigentlich zu ihrer Unterstützung da sein sollten: die Mitarbeiter des Jobcenters. In einer Region, in der es keine freien Stellen gibt, soll sie anfangs 20, später 15 Bewerbungen pro Monat vorlegen. „Eine Job-Center-Mitarbeiterin taucht unverhofft abends bei ihr zu Hause auf, um Angaben, die sie über ihre technische Ausrüstung (PC, TV und Handy) zuvor gemacht hatte, zu überprüfen.“ (S. 55) Da ihre Tochter aus der gemeinsamen Wohnung auszieht, ist die Wohnung nach den Hartz-Vorgaben für sie alleine zu groß. Sie legt mehrere Wohnungsangebote beim Jobcenter vor, die alle abgelehnt werden. Beim Gespräch im Jobcenter verliert sie das Bewusstsein. Es folgt der totale Zusammenbruch: „... ich hab keine Post mehr geholt, ich bin nicht mehr einkaufen gegangen, ich habe keine Türe mehr aufgemacht. Wenn ich das Arbeitsamt gesehen habe, bin ich umgefallen.“ (S. 55) Es ist nicht der einzige Fall, bei dem sich die Vermutung aufdrängt, vorrangige Aufgabe der Jobcenter sei nicht die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, sondern die der Arbeitslosen.

Die dargestellten Fälle machen auf irritierende Weise deutlich, wie anfällig und fragil auch „ganz normale Leben“ werden können.

Im 3. Kapitel „Bewältigung von Krisensituationen“ wird besonders die Bedeutung sozialer und struktureller Ressourcen deutlich. „Letztlich besteht die Chance, durch die Gewährung von Unterstützung, Stärkung, Zeit und stabilen Umgebungsfaktoren eine echte Veränderung für Langzeitarbeitslose in die Wege leiten zu können.“ (S. 81) Den Betroffenen ihre Stärken bekannt zu machen und sie selbstbewusster werden zu lassen, hat aber gelegentlich eine Nebenwirkung. Sie können „weniger systemkonform“ (S. 81) werden und für die Arbeitsverwaltung zu einem Klientel, das sich nicht mehr jede Zumutung gefallen lässt.

Das Kapitel 4 „Arbeitsmarktpolitische Maßnahmen und Ehrenamt – Bedeutung für Langzeitarbeitslose“ kommt zum Fazit, dass Maßnahmen zwar nicht zu einer Verbesserung der Beschäftigungsaussichten beitragen, trotzdem „individuell po-

sitive Wirkungen auf die gesamte Lebenssituation“ (S. 102) besitzen, weil sie soziale Teilhabe ermöglichen. Die Zusammenfassung bündelt nochmal die zentralen Ergebnisse der Studie.

Den Abschluss bilden Handlungsempfehlungen, an denen neben der Autorin noch Ines Nößler und Klaus Kittler mitgeschrieben haben und die wichtige Hinweise für eine verbesserte Arbeitsmarktpolitik liefern und auch deutlich machen, dass es eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung gibt, für diese Menschen Gelegenheitsstrukturen herzustellen, damit sie ihre Ressourcen und Fähigkeiten realisieren können.

Das „beschäftigungsorientierte Fallmanagement“, das in den Jobcentern praktiziert wird, fokussiert auf die vermittlungshemmenden Merkmale bei Langzeitarbeitslosen; stattdessen sollten Fallmanager ihre Perspektive auf die Kompetenzen ihrer Kunden richten und Methoden der Kompetenzanalyse beherrschen und anwenden können. Auch die standardisierten Maßnahmen und Angebote der Jobcenter gehen an der Lebenswirklichkeit der langzeitarbeitslosen Menschen vorbei (vgl. S. 112); es braucht flexible Angebote, „die sich an der Bedarfslage der Langzeitarbeitslosen orientieren und auf diese eingehen können.“ Die Forderung, den Sektor der öffentlich geförderten Beschäftigung auszubauen, um Menschen gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen, wird inzwischen auch von der Kommunalpolitik massiv erhoben, ohne dass bisher gesetzgeberische Reaktionen erfolgen. Auch die seit 2012 geltende Befristung bei Beschäftigungsangeboten ist „geradezu kontraproduktiv, da erreichte Erfolge zunichte gemacht werden.“ (S. 113) Zentral bleibt die Forderung, abschlussorientierte Angebote auszubauen. Die seit Jahren fortschreitende Konzentration der finanziellen immer knapper werdenden Ressourcen auf kurzfristige Qualifizierungs- und Feststellungsmaßnahmen dient niemandem, sieht man von der Entlastung der Haushalte der Jobcenter ab.

Eigentlich schade, dass es nicht zu den Möglichkeiten des Rezensenten gehört, Pflichtlektüren anzuordnen. Für alle, die arbeitsmarkt- oder bildungspolitisch mit der Problematik der Langzeitarbeitslosigkeit zu tun haben und Verantwortung tragen, würde ich dies anordnen, und zugleich das Versprechen einer Perspektiverweiterung abgeben.

Gerhard Reutter

Dipl.-Pädagoge, bbb Büro für Berufliche Bildungsplanung
Lehrbeauftragter und Fachbuchautor
reutter@bbbklein.de



Marlies W. Fröse

Transformationen in „sozialen“ Organisationen

Verborgene Komplexitäten.
Ein Entwurf

€ 58,00, 584 S., Würzburg 2015

Ergon Verlag

ISBN: 978-3-95650-111-1

Das Buch von Marlies W. Fröse richtet sich an Führungskräfte in Non-Profit-Organisationen, die mit der treffenden Bezeichnung „Die vergessene Elite“ wohl auch im Bereich der Erwachsenenbildung in den vergangenen Jahren eher als wissenschaftliches Randphänomen behandelt wurden. Das vorliegende Werk rückt dagegen sowohl die personale wie die organisationale Ebene von aktuellen Herausforderungen und Handlungsoptionen in das Rampenlicht des Management-Diskurses. Die „Untersuchung“ geht in dem Themenbereich Erziehung – Schule – Gesellschaft aus Sicht des Sozialmanagements in erfreulicher Tiefe und Ausführlichkeit auf wesentliche Fragestellungen in der Führung von sozialen Einrichtungen ein. Im Diskurs gelingt es der Autorin, den Bereich der Bildung speziell in den Blick zu nehmen und fundierte Impulse für die weitere Entwicklung zu geben.

Der erste Teil des Buches geht der Frage nach Transformationen in sozialen Organisationen nach. Dabei wird davon ausgegangen, dass Transformation ein Wesensmerkmal einer Bildungseinrichtung zu Beginn des 21. Jahrhunderts darstellt und das Management auf unterschiedlichsten Ebenen in turbulenten Zeiten herausfordert. Fröse gelingt es, in diesem Teil über den Ansatzpunkt der Komplexität eine erweiterte Sichtweise für Veränderungsprozesse in Organisationen einzuleiten. Das Plädoyer für eine Komplexitätserweiterung, im Gegensatz zu einer vermeintlich naheliegenden Reduktion, schafft zunächst Irritationen. Gleichzeitig beinhaltet diese Orientierung die Kritik an einer Überbewertung von betriebswirtschaftlichen Instrumenten, die inzwischen auch im Bildungswesen ihren festen Platz eingenommen haben. Die Stärke des Eingangsteils des Buches liegt in der Differenzierung der Analysemöglichkeiten von Transformationsprozessen in Einrichtungen, die mit einer Haltung des Verwundertseins, des neugierigen Staunens und der Offenheit korrespondiert.

Die Frage und Notwendigkeit der Abgrenzung von Sozialmanagement und Sozialwirtschaft stellt den Schwerpunkt des zweiten Teils dar. Die wissenschaftliche Untersuchung greift hier unterschiedliche Diskurse auf und kommt zum Ergebnis, dass der Begriff des „Managements sozialer personenbezogener Dienstleistungen“ derzeit der zutreffendste sei. Dieses Ergebnis fundierter Abgrenzungsüberlegungen führt schließlich weiter zur Frage der Sichtbarmachung von Komplexität und deren Handhabbarkeit. Dabei nimmt die Führung und Leitung einer Einrichtung eine zentrale Rolle ein, denn diese steht vor der Aufgabe, einen Wandel zwischen Anpassung und Entwicklung zu gestalten. Hier bietet das Buch eine Reihe von Anregungen für ein Management, das einem ganzheitlichen Ansatz folgt. Bemerkenswert ist an dieser Stelle, dass die Autorin ein Bildungsverständnis zur Grundlage ihrer Überlegungen voraussetzt, das an der Bedeutung der Entwicklungsfähigkeit des einzelnen Menschen ansetzt.

Den dritten Teil bildet ein Kapitel zur Lebensgeschichte von Friedrich Glasl als maßgeblichen Entwickler und Autor im Bereich der Organisationsentwicklung und des Kon-

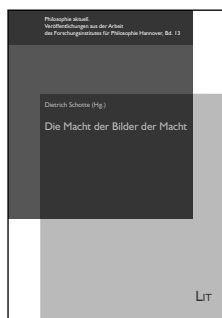
fliktmanagements. Die Inhalte basieren einerseits auf einem narrativen Interview der Autorin und stellen andererseits unterschiedliche Beratungskonzepte zur Orientierung für Führungskräfte dar. Angesichts der Fülle von Inhalten und Impulsen des Gesamtwerks Glasls wäre dieses Kapitel wohl besser als Exkurs aufgehoben gewesen. Der weiterführende Bezug zur thematischen Linie erschließt sich hier beim ersten Durchdringen der Materie nicht.

Deutlich zielführender nimmt der vierte Teil die bisherige Thematik auf und erschließt die Begriffe Leadership und Mix Leadership, womit der gleiche Machtzugang von Frauen und Männern zu den wichtigen Schlüsselpositionen in Organisationen und Gesellschaft gemeint ist. Zunächst wird hier die einzelne Führungskraft als Person angesprochen und herausgefordert, sodass die Inhalte zur Vergewisserung des eigenen Führungsstils und Berufsethos dienen können. Der hier verwendete Bildungsbegriff von Peter Bieri passt hervorragend zum Ansatz der kirchlichen Erwachsenenbildung und eröffnet neue Ansätze im Bereich der Aus- und Fortbildung für haupt- und ehrenamtliche Führungskräfte. Schließlich führt die Autorin mit der Fragestellung nach einer geschlechterorientierten Führungskultur einen wissenschaftlichen Diskurs ein, der bisher in sozialen Organisationen in dieser Qualität wohl selten geführt wurde. Dass diese Auseinandersetzung zur zukünftigen Bewältigung von Aufgaben für die Leitungsebene notwendig und gewinnbringend ist, erschließt sich in diesem Kapitel.

Im Schlussteil finden sich unter den Überschriften „Zwischenantworten“ und „Dazwischen“ eine Fülle von Impulsen und Fragestellungen zur Ausgangsüberlegung der Transformation in sozialen Organisationen. Die zu Beginn des Buchs geweckte Neugierde findet hier eine Schatztruhe von fundiertem und ausdifferenziertem Material zur Weiterarbeit als Führungskraft. Dies stellt eine ermutigende Einladung zum Mitdenken und Mitgestalten dar, und zwar in einer Zeit, in der treffenderweise von „erschöpften Menschen in erschöpften Organisationen“ gesprochen wird. Mit dem strategischen Sehen zeigt die Untersuchung einen Ausgangspunkt auf, der in einen Dreischritt von SEHEN – VERSTEHEN – INNNERE STIMME mündet. Gerade der letzte Schritt des Blicks auf die „innere Stimme von Leadership“ als unabdingbarer Bestandteil in Führung und Leitung von Organisationen jenseits der Diktatur der Geschäftigkeit überrascht und beflügelt zugleich. Als beispielhaft genannter Ansatzpunkt weist hier das Buch über gängige Führungsinstrumente im Management in sozialen Organisationen hinaus und führt zu einer neuen Denkweise. Der anschließende Appell zur Eröffnung von Räumen zum Nachsinnen über Zusammenhänge der Denk- und Handlungskonzepte in Organisationen erweist sich als zentraler Punkt auf der organisationalen Ebene. So steht am Ende des Buchs die Herausforderung an die Erwachsenenbildung, sich der Aufgabe der Reflexion von Organisationsentwicklungsprozessen zu widmen, Instrumente in Foren zu hinterfragen und weiterzuentwickeln sowie neuen Denkansätzen Raum zu verleihen.

Detlev Meyer-Düttingdorf M.A.

Bildungsreferent der Landesstelle für Evangelische
Erwachsenen- und Familienbildung in Baden
detlev.meyer-duettingdorf@ekiba.de



Daniele Giglioli

Die Opferfalle

Wie die Vergangenheit die Zukunft fesselt

€ 14,90, 126 S., Berlin 2016

Matthes & Seitz

ISBN: 978-3-95757-150-2

„Vittimario (von *vittima*, Opfer): So lautete in Rom die allgemeine Bezeichnung für jenes untergeordnete Personal, das für die Opferhandlungen zuständig war und aus den *popae* und *culturarii* bestand. Den *vittimari* oblag es, das Opfertier zum Altar zu führen, ihm auf Befehl des Priesters mit dem *malleus* (einer Keule) einen Schlag gegen den Kopf zu versetzen, um ihm dann, sobald es erlegt war, mit dem *culter* die Kehle zu durchtrennen. Nach dem Tod des Tiers entnahmen ihm die *vittimari* die Gedärme, sei es, um darin die Zukunft zu lesen, sei es, um den für die Götter vorgesehenen, auf dem Altar abzulegenden Teil (die *magmenta*) herzurichten.“

Dieser Artikel aus der *Enciclopedia Treccani* zu antiker Opferhandlung ist die nüchtern-blutrünstige Intrade zum furiosen Essay „Die Opferfalle“ von Daniele Giglioli, dem Literaturwissenschaftler aus Bergamo. Religionsgeschichtlich mögen diese Opferhandlungen längst überholt sein, eine Reminiszenz an grausam-abergläubische, aber vergangene Zeiten, und dennoch scheinen Opfer ein langes Leben zu haben. Das Interesse am Opfer steigt, religionswissenschaftlich wie philosophisch – deutlich abzulesen etwa in den Arbeiten von René Girard oder Giorgio Agamben. Und man kann dies als Reflex auf eine sich aufladende Rede vom Opfer in den Diskursen und Selbstverständigungen nachmoderner Welten sehen. Das Opfer ist allgegenwärtig und zu einem Signum unserer Zeit geworden. Und ja, diese Opferklage – denn Opfer ist nie ohne Klage, in ihr lebt das Opfer weiter – schwilt an. Das alles beschreibt Giglioli virtuos und formuliert daraus seine überraschende These: Dass das Opfer zunehmend den aktuellen Diskurs beherrscht, dass neue Opferideologien aus der Ohnmacht der Vernunft am Ende ihrer neuzeitlichen Geschichte entstehen und dass die Herrschenden sich des Opferparadigmas bemächtigen, um unbehelligt von kritischen Einsprüchen ihre Interessen durchsetzen zu können. Notfalls weint der Herrscher, wenn er bei Illegalem ertappt wird – und das Volk jubelt wieder. Oder er bedauert unendlich, dass seine Politik alternativlos sei, ja, er selber das erste Opfer sei und deswegen auch Opfer vom Volk fordern müsse – aber das Volk wählt ihn wieder und wieder. In der Rede vom Opfer komme nichts anderes zum Ausdruck als die Rücknahme der Emanzipation, des Aufrufs zur Mündigkeit, an deren Stelle „das gegenteilige Motto: Unmündigkeit, Passivität, Machtlosigkeit“ stehe. Ich leide, also bin ich – und das ist so authentisch wie unhinterfragbar. „Das Opfer ist der Held unserer Zeit“, so der erste Satz von Giglioli, eine Premi-umexistenz, die zu nichts mehr zwingt, weil der Zwang schon (ab)getragen wurde und deswegen zwingend für andere ist. Wir sitzen in der Opferfalle. Und Giglioli will aus dieser Opferfalle heraus: „Dieser Essay ist jenen Opfern gewidmet, die keine mehr sein wollen.“ Wie aber kommt man da heraus?

Giglioli unternimmt Erkundungsreisen durch die Opferfalle auf dem Weg zu ihrem Ausgang. Zunächst beschreibt er die Bandbreite der Opferrede. Dabei wird die Realität der Op-

fer, des Leidens, des Schmerzes nicht geleugnet, wohl aber hinterfragt, wie Opferklagen immer neue Funktionen in der Gesellschaft erhalten, „mythologische Opfermaschine“ genannt. Infrage gestellt wird nicht der Holocaust, sondern wie die Rede vom Holocaust sich verselbständigt, wie seine Opfer in verschiedenen Kontexten zur Legitimation politischen Handelns werden. Missachtet werden nicht die Opfer von Kriegen oder Attentaten, es sei aber eine Missachtung der Opfer, sie in eine Erinnerungskultur zu sperren, die das Leid und die Gewalt historisieret, ohne dabei die Herausforderungen für heute zu thematisieren. Diese Mythenmaschine führe zu einer schleichenden Enteignung der eigentlichen Opfer: etwa dort, wo in amerikanischen Kriegsfilmern die amerikanischen Soldaten als Opfer dargestellt werden, deren Leid, im Film auf dem Altar der Öffentlichkeit inszeniert, die Schuld Amerikas am Krieg auslöscht und gleichzeitig neue Angriffe legitimiert – ein Spiel, das derzeit viele Nationen spielen, insofern sie sich als Opfer stilisieren, um sich so ihrer nationalen oder religiösen Identität zu vergewissern. Oder dort, wo im besten Glauben Organisationen und Komitees im Namen der Opfer, also etwa der Frauen, der Prostituierten, der Schwulen, der Geknechteten aller Länder, sprechen, und neuerdings und mit großem Aufwand auch in dem der Flüchtlinge: Gefragt werden diese selten, wohl aber werden sie dem gesellschaftlichen Diskurs konform zu Opfern stigmatisiert und als solche in Erinnerung behalten. Den Ausgangspunkt dieser Transformation der Opferrede vermutet Giglioli in den 68er-Bewegungen, die auf dem Weg in eine neue Welt im Konsum endeten: Weil Veränderung nicht mehr machbar schien, wurde aus der Utopie der erstarrende Rückblick; die Verpflichtung, einen Mehrwert der Gesellschaft zu schaffen, schrumpfte auf das Recht, den Mehrwert der Gesellschaft zu konsumieren. Wenn schon nicht Gerechtigkeit für alle, so zumindest doch mein eigenes Recht auf alles, und wer mir dieses nimmt, wer mich auch nur in die Gefahr bringt, zum Verlierer zu werden, der macht mich zum Opfer. Begründen, argumentieren und gesellschaftlich kommunizieren muss ich, das Opfer, das nicht mehr: Es genügt, Einblicke in meine Leidensgeschichte zu geben – willkommen im Land der Opferkonkurrenzen, der ökonomisierten Leidensgeschichten, in denen das Opfer vorprogrammiert ist.

Und wo ist nun der Ausgang? Hier setzt in aller Vorsicht Giglioli auf die Wiedergewinnung kritischer Vernunft, auf *agency*, Handlungsfreiheit. Es wird aber keine Vernunft sein, die unparteiisch ist, sondern eine, die vom Opfer als der anderen Seite der Vernunft nicht loskommt, vom Opfer, dessen Klagen schon verklungen sind. Und auch nicht vom Schmerz, der, als ästhetisch reinszenierter, genießbar gemacht wurde. Worauf Giglioli zielt, lässt sich theologisch so formulieren: Dass in jedem Opfer eine Verheißung von Erlösung liegt, eine letzte Bitte um Gnade, ein letzter Blick des Opfers, der dem Täter gilt. Hier wurzelt, was *agency* werden kann. Dazu aber muss die Kritik selber das Opfermesser in die Hand nehmen, das Rasiermesser Ockhams oder das Skalpell der Vernunft, um den Opferfreudigen damit ins Herz stechen, damit aus Krokodilstränen echte Tränen werden, die den Blick freigeben auf eine andere Gesellschaft, die gnädiger ist.

Nachsatz: Gigliolis Opferpamphlet kommt übrigens ohne Kritik an der kirchlich-theologischen Opfertheologie aus. Vielleicht, weil diese sich angepasst hat. Die archaischen Opfer, die blutige Wiederholung des Opfers Jesu, haben die Protestanten abgeschafft – und dafür das Opfer ethisiert, als Hingabe, in Liebe und Gehorsam. In seinem Namen wurden Opfer gebracht und gefordert bis dazu, das gottgeschenkte Leben Führer, Volk und Vaterland zu opfern. Und weil die-

se Opferideologie zu kostenintensiv war, wurde sie nach dem Zweiten Weltkrieg abgeschafft. Nein, wir reden nicht mehr vom blutigen Opfer, von Gehorsam und Hingabe. Kirche ist nun zum Anwalt der Schwachen geworden, hat das Wächteramt und die *leadership* in Opferfragen übernommen (vielleicht aus Angst, eines Tages selber Opfer einer ökonomisierten Vernunft zu werden, die Opfer verlangt). Und gleichzeitig wuchert die Redewendung allenthalben: „Was macht das mit

mir ...?“ Damit stilisiert man sich gerne zum Opfer von anonymen und dunklen Mächten da draußen und entbindet sich von der Frage: Was mache ich damit ...? Eine kirchliche Relektüre von Gigliolis frechen Thesen steht noch aus.

Dr. Hans Jürgen Luibl

Leiter BildungEvangelisch, Villa an der Schwabach, Erlangen
Hj.luibl@bildung-evangelisch.de



Lena Wolking, Friedrich Schweitzer

Erwachsenenbildung und Kurse zum Glauben

Angebotserhebung und -analyse
in der Evangelischen Landeskirche
Württemberg

€ 39,90, 169 S., Bielefeld 2015

wbv

ISBN 978-3-7639-5494-0

Die Kampagne, die weitläufig unter dem Stichwort ‚Glaubenskurse‘ bekannt ist, wurde im Rahmen einer Studie an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen für den Raum der Württembergischen Landeskirche zwischen 2013 und 2014 untersucht. Diese Studie bildet die Grundlage für die vorliegende Veröffentlichung zur Erhebung und Analyse des Kursangebotes.

Nach einem ersten Überblick über bereits veröffentlichte Studien zum Thema werden in der Untersuchung Fragestellung, Vorgehensweise und der Rücklauf der Erhebung beschrieben. Sodann werden die Befunde dargestellt und schließlich in einem weiteren Kapitel zusammengefasst und interpretiert. Kirchenpolitische Stellungnahmen aus den Fachabteilungen der Landeskirche bilden das letzte Kapitel der Studie. Am Schluss ist auch der zur Erhebung verwendete Fragebogen abgedruckt.

Auf den ersten Blick macht die Veröffentlichung einen interessanten Eindruck: Es wurden über fünfhundert Fragebogen ausgewertet. Bei näherer Betrachtung indes fragt man sich, welche Zielsetzung die breite Umfrage und komplexe Auswertung leitet. Das kommt zum einen daher, dass Begriffe und Bezüge, die den Diskurs prägen, nicht deutlich definiert und voneinander abgegrenzt werden. Vor allem findet sich nur ansatzweise eine Differenzierung von Erwachsenenbildung und Mission (vgl. S. 126ff.), die allerdings auch nicht zur Systematisierung beiträgt. Geschrieben wird lediglich von Angeboten, die „primär der Erwachsenenbildung zuzurechnen sind“ (S.121) und von Kursen, die „stärker auf Mission angelegt“ (ebd.) sind, ohne dass deutlich wird, welche Kurse wozu zählen und woran dies festgemacht wird. Aber auch die breite Diskussion über die Bedeutung des Bildungsbegriffs im Kontext missionarischen Handelns wird nur ansatzweise

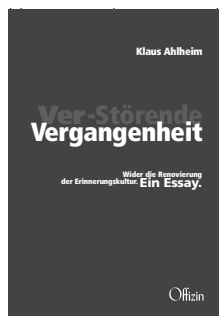
reflektiert und rezipiert. Und wie so oft münden die Überlegungen in der Frage, wie man die sogenannten kirchendistanzierten Menschen ‚erreicht‘ – womit man dann das ‚hidden curriculum‘ der Glaubenskurse (vgl. S. 127f.) auch auf die Ebene der Studie überträgt. Was fehlt, ist ein bildungstheoretischer Zugang, der sachdienliche Bezugnahmen ermöglichen könnte. Es bleibt bei vage-wertenden Aussagen über die Häufigkeit von Glaubenskursen beziehungsweise das Fehlen von Alternativen. Nur holprig gelangt man schließlich zu einem politisch-programmatischen Appell für die große Bedeutung religiöser und theologischer Bildung im Lebenslauf, für verlässliche und gezielte Grundangebote der Kirchen (vgl. S. 129). Der Appell verbleibt im Normativen und baut auf keinen wissenschaftlich reflektierten Grund. Die bloße Behauptung, Bildung gehöre substantiell zum evangelischen Glauben, ist nicht neu und wird theoretisch immer wieder gern aufgegriffen.

Die empirischen Befunde der Untersuchungen zeigen nur, dass es bei Glaubenskursen um eine Vergewisserung des Glaubens in einer Kerngemeinde geht, und überwiegend nicht um öffnende Angebote, im Sinne etwa einer ‚Differenz-Kompetenz‘ (Dietrich Korsch) von Religion und theologischer Erwachsenenbildung. Dies spiegelt sich auch darin, dass gerade diejenigen Module, die die religiöse Vielfalt der gegenwärtigen Gesellschaft zu verstehen intendieren, durchweg seltener in Anspruch genommen werden.

Eine Analyse des Angebots und der Nutzung der Glaubenskurse hätte die Möglichkeit geboten, die Bedeutung und Zielsetzung von theologischer Erwachsenenbildung – zumindest für eine Landeskirche – zu reformulieren. Leider kann das die vorliegende Studie nicht einlösen. Ihr mangelt es dafür vor allem an einer reflektierten und urteilsfähigen Auseinandersetzung mit den Grundbegriffen ‚Erwachsenenbildung‘ und ‚Mission‘ und einer bildungstheoretischen Verortung. Schade, dass die aufwändige empirische Arbeit keinen wissenschaftlichen Ansatz für konzeptionelle Überlegungen in der religiösen Erwachsenenbildung geben kann und der Grandseigneur der religiösen Erwachsenenbildung mit seiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin nur das altbekannte kirchenpolitische Statement ‚mehr Bildung in der Kirche‘ erneuert hat.

Dr. Melanie Beiner

Leiterin und Geschäftsführerin der EEB Niedersachsen
Melanie.beiner@evlka.de



Klaus Ahlheim

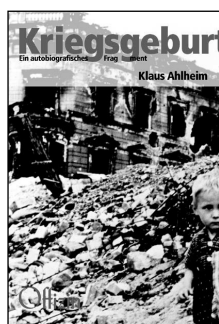
Ver-störende Vergangenheit

Wider die Renovierung der
Erinnerungskultur

€ 6,00, 72 S., Hannover 2014

Offizin Verlag

ISBN 978-3-945447-00-0



Klaus Ahlheim

Kriegsgeburt

Ein autobiografisches Fragment

€ 12,80, 123 S., Hannover 2015

Offizin Verlag

ISBN 978-3-945447-08-6



Klaus Ahlheim

Mehr Opium als Salz?

Theologie und Religionskritik
nach 1968

€ 19,80, 196 S., Ulm 2015

Klemm+Oelschläger

ISBN 978-3-86281-080-2

Bei seiner Besprechung von Klaus Ahlheims zehnbändiger Reihe „Kritische Beiträge zur Bildungswissenschaft“ im forum eb 2/15 hatte Ulrich Klemm Mutmaßungen über eine intensivierte intellektuelle Schaffenskraft in der ersten Phase des formalen „Ruhestands“ im akademischen Milieu angestellt. Das, was ich im Anschluss daran hier vorstellen möchte, soll diese Vermutung nicht nur belegen, sondern vor allem auch den Reiz deutlich machen, der darin liegt, drei sehr verschiedene Veröffentlichungen Klaus Ahlheims aus den beiden letzten Jahren in ihrem Zusammenhang darzustellen: einen kritischen Essay, ein autobiografisches Fragment und eine retrospektive Sammlung veröffentlichter Texte aus den Jahren 1968–1979. Die Freiheit von akademischen Publikationsgesetzen macht es Ahlheim möglich, Spuren, die im Essay angelegt sind, in den beiden anderen Formaten weiterzverfolgen und somit seinen Leserinnen und Lesern eine vertiefende Lektüre anzubieten.

Der Essay „Ver-störende Vergangenheit“ hat einen konkreten Anlass. Ahlheim reagiert auf eine ihn provozierende Lektüre und die sie feiernde Literaturkritik. 2012 hatten Harald Welzer und Dana Giesecke, Direktor und wissenschaftliche Leiterin der von ihnen gegründeten Stiftung „FuturZwei“, die Publikation „Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur“ herausgebracht. Ihrem Plädoyer für ein „Haus der menschlichen Möglichkeiten“, ein Ausstellungsort neuen Typs, der sich am Vorbild des in der Tat in höchsten Tönen zu lobenden „Klimahauses“ in Bremerhaven orientiert, wäre nicht unbedingt etwas entgegenzuhalten. Doch sie entwickeln ihren Vorschlag auf der Basis einer

Breitseite gegen die bisherige Erinnerungskultur, die mit erhobenem Zeigefinger meine, an der Inszenierung des Grauens Lernerfolge erzielen zu können. Das kann einen politischen Bildner nicht ruhig lassen, der sich von Adornos pädagogischem Imperativ leiten lässt, dass Auschwitz nicht noch einmal sei. Zumal wenn die Aufforderung zur Renovierung der Erinnerungskultur im politischen Kontext einer Revision elementarer Werthaltungen der deutschen Nachkriegspolitik zum Stehen kommt.

Klaus Ahlheim benennt am Ende seines Essays diesen Kontext mit sehr starken Worten als „Zivilbruch 2014“, Anklänge an den „Zivilisationsbruch“ von Auschwitz sind unverkennbar. Der neue, ausgerechnet im einhundertsten Jahr des Gedenkens an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs verkündigte außenpolitische Wille, auch militärische Mittel einzusetzen, um Deutschlands Rang in der Weltordnung gerecht zu werden, wird explizit mit einer Neubewertung der Lehren aus Auschwitz begründet: Die Zeit der moralisch begründeten weltpolitischen Zurückhaltung ist vorbei. Und es gibt niemanden mehr, der dagegen Einspruch erheben könnte, so wie dies etwa Ignaz Bubis 1998 anlässlich Martin Walsers Angriff auf die „Moralkeule Auschwitz“ bei der Frankfurter Friedenspreisverleihung noch getan hat. Dass und wie Ahlheim das Buch von Giesecke und Welzer in diesen Bogen von Walser 1998 bis zu von der Leyen und Gauck 2014 einspannt und die aktuelle Qualität der Gedenkstättenarbeit gegen einen billigen Angriff verteidigt, ist verdienstvoll und äußerst lesenswert.

Zu einem ganz besonderen Leseereignis aber macht den Essay sein Einstieg mit der „Kriegsgeburt“. Klaus Ahlheim, 1942 mitten im Krieg geboren, bringt das ganze Gewicht seiner eigenen generationsspezifischen Lebenserfahrung ins Spiel. So unterläuft er die Legitimationsstrategie Harald Welzers, als Kind der Nachkriegszeit zu einer unbefangenen Bestandsaufnahme der Erinnerungskultur berufen zu sein, weil er anders als die Generation von Walser und Grass frei vom Leiden an NS-„Verklemmungen“ sei. Ahlheims kurzer Parforceritt durch seinen Weg vom eigenen Überleben des Bombenkrieges in der Heimatstadt Saarbrücken, dem der jüngere Bruder zum Opfer fiel, über eine Schulzeit, die in der Praxis des Verdrängens und Verschweigens keine Chance auf Begreifen des erlittenen Familienschicksals bot, und eine Studienzeit der Ev. Theologie in Marburg und Mainz, die endlich die Auseinandersetzung lehrte mit Faschismus und Antisemitismus, bis hin zur Bildungs- und Publikationspraxis als Studentenpfarrer und Hochschullehrer für Erwachsenenbildung macht verständlich, warum wir gesellschaftlich noch lange nicht an einem Punkt angekommen sind, an dem man „unbefangen“ auf die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts schauen könnte.

Diese kurzen biografischen Andeutungen sagen mehr aus, als dass sie nur für eine besondere Individualität stehen. Deshalb ist es gut, dass es das zweite Buch mit dem expliziten Titel „Kriegsgeburt“ gibt. Hier erfährt man, dass das Familientrauma bereits im Ersten Weltkrieg beginnt. Denn auch Klaus Ahlheims Vater ist eine Kriegsgeburt (von 1915), der Großvater fällt noch während der Schwangerschaft seiner Frau und die Großmutter stirbt bei der Geburt des Vaters. Trotzdem wird dieser Berufssoldat und Unteroffizier der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg und ist nach Gründung der Bundeswehr 1956 wieder Oberfeldwebel. Der Pazifismus des Sohnes ist vorprogrammiert. In einer dichten Beschreibung tritt das biografische Gepäck vor Augen, das das Aufwachsen in ärmlichen Verhältnissen einer Kleinstadt und Kleinfamilie mit schrecklichen Erziehungsstilen in Schule und Kon-

firmandenunterricht der 1950er Jahre hinterlässt. So wird die Beharrlichkeit verständlich, in der sich Klaus Ahlheim als Studentenpfarrer und Hochschullehrer dem Thema des Nationalsozialismus und seiner Wiedergänger in der Bundesrepublik der 1970er bis 1990er Jahre widmet und viel Prügel für seine Aufdeckungsarbeit einsteckt.

Das dritte Buch wiederum, die Textsammlung zu Theologie und Religionskritik nach 1968, bietet eine vertiefte Lektüre zum autobiografischen Fragment, indem es Ahlheims theologische Interventionen zum Verhältnis von Kirche und Politik in den Jahren 1969 bis 1979 präsentiert und die um Christentum und Sozialismus kreisende Gedankenwelt jener Jahre zugänglich macht. Zeitgenossen finden sich hier in vielen Bezügen an die eigene Praxis erinnert. Und doch ist das Hin-

gehen in diese Texte nicht nur historisch interessant. Man muss sich fragen, wie viel Verdrängung sich in die Nachrufe auf den großen Staatsmann Helmut Schmidt gemischt hat, wenn man Klaus Ahlheims Buchbesprechung über die „Religion des Herrn Schmidt“ aus dem Jahr 1976 liest. Und zudem kann die den Abschluss der Textsammlung bildende Predigt „Lasst uns einmal die Vernunft gebrauchen“ über Martin Luthers Bildungsverständnis aus dem Jahr 1979 gut als Vademecum mit in das Reformationsjahr 2017 genommen werden.

Hans-Gerhard Klatt

Beauftragter der Bremischen Evangelischen Kirche für die Reformationsdekade klatt.forum@kirche-bremen.de



Hans Prömper, Robert Richter
(Hrsg.)

Werkbuch neue Altersbildung

Theorie und Praxis zwischen Beruf
und Ruhestand

€ 34,90, 331 S., Bielefeld 2015

wbv

ISBN 978-3-7639-5332-5

Das Werkbuch ist aus dem Projekt „Altersbildung im demografischen Wandel“ hervorgegangen, das die Katholische Erwachsenenbildung in Frankfurt in Kooperation mit dem Hessencampus Frankfurt, dem Bürgerinstitut Frankfurt und dem Arbeitsbereich Erwachsenenbildung/Außerschulische Jugendbildung der Philipps-Universität Marburg (Prof. Dr. Wolfgang Seitter) durchgeführt hat. Der demografische Wandel ist ein starker Motor, um zukunftssträchtige Altersbilder zu erzeugen. Wie der demografische Wandel und die längere Lebenserwartung unsere Bilder vom Altern und unsere Erwartungen an das Alter verändert und welche Konsequenzen sich daraus für die Bildungsbedarfe und die Erwachsenenbildung ergeben, ist Thema des Werkbuches und seiner reflexiven und praxisorientierten Beiträge.

In den einführenden Beiträgen wird die Lebenssituation der ‚heutigen Alten‘ ausgeleuchtet: Sie seien vital, beanspruchten Autonomie und wollten mitgestalten, so nicht nur die Ergebnisse der Generali-Studie (2013). Damit verlieren die Defizitsicht auf das Alter und das Modell abgrenzbarer biografischer Phasen von (Aus-)Bildung, (Berufs-)Arbeit und Ruhestand an Erklärungswert und Verbindlichkeit. Entscheidende Stichworte des Diskurses über das Dritte Lebensalter und dessen Gestaltung sind die Sozialfigur der ‚jungen Alten‘ und die breit und in Kampagnen propagierte Leitvorstellung des ‚aktiven Alters‘. Alter wird zur Ressource. Das entspricht einerseits dem Lebensgefühl vieler Älterer und ist andererseits auch ein Aktivierungsansatz und ein gesellschaftlich und politisch forciertes Lösungsversuch für die vielfältigen Probleme des demografischen Wandels und der alternden Gesellschaft. Die damit verbundenen Stichworte sind ‚gesellschaftlich-kulturelle Teilhabe‘, ‚bürgerschaftliches Engagement‘,

‚Empowerment‘ und ‚Schaffung eines Rahmens, um eigene Potenziale zu entfalten und einzubringen‘.

Ein realistisches Bild des Alters muss aber wahrnehmen, dass zum Alter auch Stillstand, Erfahrungen von Verlust und Grenzen sowie abschiedliches Leben gehören. So ist es auch Aufgabe von Bildung, die Situation des Alterns und der damit aufgeworfenen Sinnfragen zum Gegenstand zu machen und auf das Vierte Lebensalter vorzubereiten. Das ist das besondere Anliegen und ein Schwerpunkt der Arbeit der konfessionellen Träger. In diesem Kontext ordnet sich das Projekt ein.

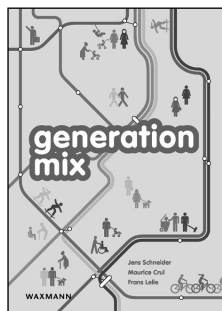
Im Rahmen von Tagungen und Workshops wurden Themen und Zugänge zu einer ‚neuen Altersbildung‘ erarbeitet. Die Kooperationen und Netzwerke, die in diesem Zusammenhang entstanden, machen die Breite der Beispiele aus, die das Werkbuch aufnimmt.

Einleitend werden Seminar-, Gesprächs- und Methodenangebote zum Übergang in den Ruhestand vorgestellt. Sie wollen zu einer Neuorientierung für das Dritte Lebensalter beitragen. Weiterhin vorgestellt werden Beispiele des intergenerationellen Engagements im Alter (wie Großelternvermittlung oder Lesepatenschaften) Beispiele für interkulturelle Arbeit (wie Paten- und Begleitungsprojekte) oder Projekte der Biografiearbeit mit Migrantinnen und Migranten. Im kulturell-historischen Bereich ergeben sich viele sinnerfüllende Tätigkeitsfelder. Mit den Themen ‚Biografie- und Erinnerungsarbeit‘ und ‚Gestaltung des Lebens im sozialen Nahraum‘, der ‚Stadtteilarbeit‘ und der Frage des ‚Wohnens im Alter‘ werden Fragen aufgegriffen, die in der Bildungsarbeit mit Älteren eine starke Resonanz finden. Auch stellt das Werkbuch Fortbildungskonzepte vor. Partnerschaft und Sexualität im Alter sind wichtige, eher tabuisierte Themen, umso verdienstvoller, dass die vorliegende Publikation auf Zugänge zu dieser Thematik aufmerksam macht. Und da Männer ‚anders altern‘, achtet die Publikation besonders auf diese Zielgruppe.

Der besondere Wert des Werkbuches liegt in der Vielzahl der Best-Practice-Beispiele. Die aufgenommenen Themen sind nicht neu, dazu existiert eine Vielzahl von Literatur, besonders auch theoretische Arbeiten. Demgegenüber richtet sich das Werkbuch vor allem an Praktiker und Praktikerinnen, die sich in das Feld der Altersbildung einarbeiten. Für sie ist es ein guter Materialfundus.

Petra Herre

Theologin und Sozialwissenschaftlerin,
PetraHerre@t-online.de



Jens Schneider, Maurice Crul,
Frans Lelie

generation mix

Die superdiverse Zukunft unserer Städte und was wir daraus machen

€ 19,90, 132 S., Münster 2015

Waxmann

ISBN: 978-3-8309-3182-9

Die Untersuchung „generation mix. Die superdiverse Zukunft unserer Städte und was wir daraus machen“ von Jens Schneider, Maurice Crul und Frans Lelie beschreibt die neue urbane Bevölkerung, die multikulturell, vielsprachig und multiethnisch bereits jetzt in Städten wie London oder Amsterdam lebt und nun zunehmend auch das Stadtbild deutscher Großstädte prägt – und was nötig ist, damit sie sich entfalten kann. Wer einmal mit offenen Ohren und Augen durch Berlin gegangen ist, wird das zunächst nicht überraschend finden. In Deutschland stehen dieser Entwicklung allerdings dennoch Hindernisse im Weg. Die Autoren beschreiben, wie die jahrelange Diskussion darüber, ob und wie Deutschland ein Einwanderungsland sein kann, faktisch ohne Konsequenzen geblieben ist. Sie stellen die These auf, dass im Fokus der öffentlichen Debatte immer noch die erste Generation der Einwanderer – die sogenannten Gastarbeiter – steht, mit der unterschwelligen Vermutung, es könnte in deren Lebensplanung noch einmal Veränderung geben: in Richtung Rückkehr in die jeweilige Heimat. Die sogenannte „zweite Generation“, so möchte man ergänzen, ist in der öffentlichen Wahrnehmung eher dann Thema, wenn es um Integrationsschwierigkeiten und Jugendkriminalität geht. „generation mix“ nimmt aus diesem Grund bewusst und absichtsvoll die zweite Generation der Einwanderer unter dem Fokus ihrer Potentiale für die Gesellschaft in den Blick. Die Frage, was diese Generation braucht, um gesellschaftliche Verantwortung übernehmen zu können – und zu wollen – und damit den unausweichlichen Prozess der Diversifizierung zu gestalten, steht im Mittelpunkt der Untersuchung. Eins ist klar – das ist alles andere als voraussetzungslos. Die zweite Generation verfügt im Idealfall über beides: den Zugang zum kulturellen Erbe ihrer Eltern und das Potential, das urbane Leben der Städte neu zu gestalten. Vor diesem Hintergrund benötigt sie vor allem Freiräume, zum Beispiel um Diskurse zu führen, die sie aus ihrer Herkunftskultur mitbringt: Gleichberechtigung von Mann und Frau, Selbstbestimmung in Fragen der Sexualität, kulturelle Prägungen, die im neuen Kontext zur Disposition stehen. Gelingen kann das nur, wenn es ohne die Erwartungen und den Druck der sogenannten „Mehrheitsgesellschaft“ – deren zumindest zahlenmäßige Überlegenheit von den Autoren konsequent in Frage gestellt wird – geschehen kann. Also: Chancengleichheit versus Zwang zur Anpassung! Damit befinden sich die Autoren im Epizentrum einer Diskussion über die Bedingungen einer erfolgreichen Neukonzeption von Zivilgesellschaft: diesmal bunt, selbstbewusst und vielfältig. Ihre Analyse zeigt, dass in den bestehenden komplexen Gesellschaften bereits jetzt die Erwartung einer Anpassung an Bestehendes ein aussichtsloses Unternehmen ist. Denn die plurale Gesellschaft lebt eine Vielzahl von Werten, un-

terschiedlichen Milieus, Lebensstilen und Weltanschauungen. Was denn in diesem Zusammenhang überhaupt „legitime Integrationsziele“ seien, fragen die Autoren mit spitzer Feder – etwa die Schwulenszene, die rechtsradikale Szene oder der Kleingartenverein? Faktisch gibt es bereits jetzt schon keine homogene Mehrheitsgesellschaft mehr, an die man sich anpassen könnte. Deshalb, so die Autoren, sind die Anschauungen von Rechtspopulisten aller Couleur „wirklichkeitsferne Irrelevanzen der Kaputtmacher“. Was man schon vermutet hatte: Rechtspopulismus in Europa ist ein bürgerliches Phänomen! Es sind gerade die gebildeten Bewohner der Einfamilienhaussiedlungen, die wenig Kontakt zu Migranten erster oder zweiter Generation haben, die die mentalen Zugbrücken hochziehen und – auch aus Angst vor eigenem Statusverlust – die Pegida- oder AfD-Fahnen schwingen. Aber auch andere Erwartungshaltungen hinsichtlich der „Anpassung“ laufen ins Leere, denn in Wirklichkeit ist „Anpassung“ eine *mission impossible*. Geht also gar nicht, sagen die Autoren, denn selbst unter Aufgabe von Kultur, Religion und Sprache – wer sollte so etwas wollen? – bleibt eine Person doch immer noch allein durch Hautfarbe oder Kopftuch ein Mensch, dessen Migrationshintergrund deutlich mehr Bedeutung beigemessen wird, als dem „neu-erworbenen“ Deutschein.

Was ist nun aber nötig, damit es gelingt, die superdiverse, bunte, junge Gesellschaft zu gestalten? Fast klingt es wie selbstverständlich: Bildung!

Wie weit ein Zukunftsszenario der Städte zwischen Angst und Demütigung einerseits und Empowerment und Hoffnung andererseits bereits Wirklichkeit geworden ist, beschreiben die Autoren mit Ergebnissen der TIES-Studie: The Integration of the European Second Generation and Pathways to Success. Auch hier: Überraschend die Unterschiede zwischen den verschiedenen europäischen Ländern und erfreulich, wie weit sich einzelne Gesellschaften bereits auf den Weg zu einem kulturellen Miteinander gemacht haben! Die Studie belegt eindrucksvoll, dass in Ländern, die sich schon früh darum bemüht haben, Kindern und Jugendlichen aus der zweiten Generation der Migranten den Weg in die Schule, in die qualifizierte Berufsausbildung oder die Universität zu ebnen, eine hervorragend ausgebildete, moderne, hochdiverse Gruppe junger Menschen entstanden ist, die nicht nur Stadtbilder prägen, sondern mit ihrem vielfältigen Wissen auch Gesellschaft gestalten.

Was es heißt, als Vertreter oder Vertreterin der zweiten Generation in der Gesellschaft angekommen zu sein, illustrieren die Autoren mit den Geschichten von jungen Menschen, die „ihren Weg gemacht haben“. Es sind europäische Geschichten und sie zeigen, dass der Erfolg einer aufstrebenden Migrantenmittelschicht davon abhängt, welche Zugänge zu den jeweiligen Bildungssystemen den jungen Menschen ermöglicht wurden und wie selbstverständlich sie als Teil der Gesellschaft das Gefühl vermittelt bekommen haben, für diese wichtig zu sein.

In ihrer Untersuchung über die „generation mix“ finden die Autoren auf erfreulich unterhaltsame Weise verschiedene Zugänge zum Thema und haben damit ein überaus lebendiges Buch vorgelegt, das weit entfernt ist von trockener Statistik und müder Tabellenmalerei. Sehr überzeugend!

Martina Wasserloos-Strunk

Ev. Kirchenkreis Gladbach-Neuss

martina.wasserloos-strunk@kirche-rheydt